

Michael
Schmidt-Salomon



PIPER

HOFFNUNG
MENSCH

*Eine
bessere Welt
ist möglich*

Darwins Theorie, da sie gezeigt habe, dass der *Sinn für das Schöne mit der Erfindung der Sexualität vor 600 Millionen Jahren¹ zu einer treibenden Kraft des evolutionären Geschehens geworden sei*. Der entgeisterte Gesichtsausdruck meines Gesprächspartners verriet, dass er mich ob dieser Antwort nicht für ganz zurechnungsfähig hielt, aber ich beließ es dabei, da mir nach dem Konzert eher nach einem Glas Wein zumute war als nach einer anstrengenden und wohl auch weithin unergiebigem Diskussion.

Dass mein Gesprächspartner in Salzburg so gar keinen Sinn in meiner Antwort erkennen konnte, verwunderte mich nicht, denn die Auffassung, dass Kunst und Evolution im Gegensatz zueinander stünden, ist weit verbreitet: Gemeinhin nämlich wird Kunst als *zweckfreies Spiel der Kultur* verstanden, das angeblich keinen direkten Überlebensinteressen dient, während Evolution als *zweckgerichteter Überlebenskampf in der Natur* gilt, in dem es vorrangig um knappe Ressourcen, nicht aber um Schönheit geht. Beide Vorstellungen beruhen jedoch auf schwerwiegenden Missverständnissen, wie die nachfolgenden Überlegungen zeigen werden.

Der Sinn des Schönen

Ginge es in der Evolution allein darum, dass die Eigenschaften derjenigen Organismen überleben, die an ihre Umwelt am besten angepasst sind (*»Survival of the Fittest«*), sähe unsere Welt deutlich trister aus: Es gäbe in ihr keine Paradiesvögel mit prächtigem Gefieder, keine Löwen mit mächtigen Mähnen, keinen Gesang der Nachtigall – und wir Menschen wären wahrscheinlich überhaupt nicht erst entstanden, geschweige denn, dass wir irgendwelche Kunstwerke hervorgebracht hätten.

Charles Darwin hat dies früh erkannt. Ihm war bewusst, dass es für die Fortpflanzung eines Organismus keineswegs ausreicht, im Kampf ums Dasein lange genug zu überleben (etwa Räubern zu entfliehen oder Beute zu erhaschen), denn um Nachkommen hervorzubringen, muss es den Individuen zusätzlich gelingen, *potenzielle Geschlechtspartner von der Qualität der eigenen Erbanlagen zu überzeugen*. Bevorzugen die Sexualpartner dabei be-

stimmte Eigenschaften, führt auch dies zu einer allmählichen Veränderung des Erscheinungsbildes einer Art. Die Evolution wird also (seit der Erfindung der Sexualität) nicht nur vom heroischen »Kampf ums Überleben« gesteuert (*natürliche Auslese*), sondern auch von den libidinösen Interessen der Lebewesen (*sexuelle Auslese*).

Bereits in seinem ersten evolutionstheoretischen Hauptwerk *Über die Entstehung der Arten* kam Darwin auf dieses Prinzip zu sprechen. So wies er darauf hin, »dass weibliche Vögel, indem sie Tausende Generationen hindurch den melodiereichsten und schönsten Männchen, je nach ihren Begriffen von Schönheit, bei der Wahl den Vorzug geben, [...] einen merklichen Effekt bewirken können.«² Allerdings führte Darwin 1859 das *Prinzip der geschlechtlichen Zuchtwahl* nicht weiter aus – vermutlich, weil er ohnehin schon mit massiver Gegenwehr rechnete und die viktorianische Leserschaft nicht zusätzlich noch durch eine Darlegung der fundamentalen Bedeutung der Sexualität brüskieren wollte.

In seinem zweiten Hauptwerk *Die Abstammung des Menschen* nahm Darwin in dieser Hinsicht jedoch kein Blatt mehr vor den Mund. Ausführlich schilderte er anhand zahlreicher Fallbeispiele, wie sich im Verlauf der Zeit die Eigenschaften unterschiedlichster Arten durch die geschlechtliche Partnerwahl verändert hatten. Insbesondere bei der Evolution des Menschen, so meinte er, habe die Bevorzugung sexuell attraktiver Eigenschaften bei der Partnerwahl eine solch bedeutende Rolle gespielt, »dass von allen Ursachen, welche zu den Verschiedenheiten in der äußeren Erscheinung zwischen den Rassen des Menschen und in einem gewissen Grade auch zwischen dem Menschen und den niederen Tieren geführt haben, die geschlechtliche Zuchtwahl bei Weitem die wirksamste gewesen ist.«³

Dabei machte Darwin die sexuelle Selektion nicht nur für das Auftreten körperlicher Merkmale (etwa der Nacktheit der Haut oder der Fülle des Kopfhaares), sondern auch für die Entstehung kognitiver, emotionaler wie künstlerischer Fähigkeiten verantwortlich: »Mut, Kampfsucht, Ausdauer, Kraft und Größe des Körpers, Waffen aller Arten, musikalische Organe, sowohl vokale als instrumentale, glänzende Farben und ornamentale Anhänge,

alles ist indirekt von dem einen oder dem andern Geschlechte erlangt worden, und zwar durch den Einfluss der Liebe und Eifersucht, durch die Anerkennung des Schönen im Klang, in der Farbe oder der Form.«⁴

Indem Darwin die *sexuelle Auslese* an die Seite der *natürlichen Auslese* stellte, machte er klar, dass es in der Evolution nicht nur um das genetische *Überleben der Bestangepassten* (*Survival of the Fittest*), sondern auch um das *Überleben der Attraktivsten* (*Survival of the Sexiest*) geht – was nebenbei auch erklärt, warum Brustvergrößerungs-OPs (siehe das vorangegangene Kapitel) trotz der damit verbundenen Kosten so erstaunlich populär sind. (Schon Darwin war die »Neigung, jede natürliche Eigenschaft zu übertreiben« bei den Schönheitsidealen der Völker aufgefallen, weshalb er sich über den Erfolg der kosmetischen Chirurgie wohl kaum gewundert hätte.)

Für seine Zeitgenossen war die Darlegung des Prinzips der geschlechtlichen Zuchtwahl eine doppelte Provokation – nicht nur weil Darwin (Jahrzehnte vor Sigmund Freuds *Psychoanalyse* und Magnus Hirschfelds Begründung der *Sexualwissenschaft*) der Sexualität eine solch entscheidende Bedeutung zuwies, sondern auch, weil er klarmachte, dass die »Herren der Schöpfung« in ihren zentralen Eigenschaften *durch die Partnerwahl der Frauen herangezüchtet* worden waren, was dem patriarchalen Denken des 19. und frühen 20. Jahrhunderts diametral widersprach. (Kein Wunder also, dass es etwa ein Jahrhundert – bis zum Start der »sexuellen Revolution« in den späten 1960er-Jahren – dauerte, bis Darwins wegweisende Darlegungen zur geschlechtlichen Zuchtwahl die Beachtung fanden, die sie verdienen.)

Heute ist die Bedeutung des Prinzips der sexuellen Selektion in Fachkreisen unumstritten. Es ist evident, dass sie gerade bei der Evolution des Menschen eine entscheidende Rolle gespielt hat. Denn hätte in den letzten vier Millionen Jahren keine sexuelle Zuchtwahl durch Frauen stattgefunden (stattdessen nur ein Kampf der Männer um den Fortpflanzungserfolg), so wären Männer heute, wie die Evolutionsbiologen Sabine Paul (*1968) und Thomas Junker (*1957) ausführten, »durchschnittlich 2,15 Meter groß und hätten lange, vampirartige Eckzähne.

[...] Zwischen den Männern gäbe es weder Kooperation noch Freundschaft, sondern sie würden alleine oder höchstens zu zweit einen Harem aus mehreren Weibchen eifersüchtig bewachen. [...] Der erigierte Penis der Männer wäre 3 cm lang und mit einem Knochen versehen, der Geschlechtsverkehr würde etwa eine Minute dauern.«⁵

Umgekehrt besäßen Frauen, wenn sie allein durch natürliche Auslese geformt worden wären (und nicht durch die Partnerwahl der Männer), einen unauffälligen, funktionalen Körperbau: Sie hätten weder »lange Kopfhaare noch eine glatte, weiche, nackte Haut. Ihr Körper hätte nicht die Form einer Sanduhr mit Busen, Taille und runden Hüften, sondern wäre kastenartig. Sie hätten kein Verlangen nach schönen Kleidern, Schmuck oder Kosmetik und sie wären nicht eifersüchtig. Sie hätten weder Interesse an regelmäßigem Geschlechtsverkehr noch am Orgasmus. Stattdessen würden sie alle paar Jahre ihren Eisprung deutlich signalisieren, um ein Männchen zur Kopulation mit dem ausschließlichen Ziel der Fortpflanzung zu animieren.«⁶

Aus evolutionsbiologischer Perspektive ist übrigens die viel besungene, viel beschriebene, in unzähligen Bildern dokumentierte *Schönheit der Frauen* das erstaunlichere Phänomen. Denn im Tierreich zeigen in der Regel die Männchen prächtige Farben und Formen, mit denen sie um die Gunst der eher unauffälligen Weibchen konkurrieren. Dass die Weibchen bei den meisten Arten bezüglich des Partners wählerischer sind als die Männchen (d. h. auf die Attraktivität ihrer Sexualpartner größeren Wert legen und diese zu regelrechten Schönheits- und Balzwettkämpfen anstacheln), hängt damit zusammen, dass sie bei der Fortpflanzung mehr investieren müssen (weibliche Eier sind kostbarer als die billig zu produzierenden männlichen Spermien, zudem liegt die Hauptlast bei der Aufzucht der Jungen meist beim weiblichen Geschlecht).

Dementsprechend lässt sich die Tatsache, dass die menschlichen Frauen so auffällig schön sind (tatsächlich lässt sich zeigen, dass ihre Körper vom Scheitel bis zur Sohle nicht nur nach funktionalen, sondern vor allem nach ästhetischen Kriterien geformt wurden),⁷ nur darüber erklären, dass unsere männlichen Vorfahren schon vor Jahrmillionen viel Zeit und Energie in die

»Beziehungsarbeit« stecken und deshalb bezüglich der Attraktivität ihrer Partnerinnen wählerischer sein mussten als Männchen anderer Primatenarten. (Sehr wahrscheinlich hat zu diesem *höheren Investment des Mannes* entscheidend beigetragen, dass der Eisprung beim Menschen verdeckt abläuft, sodass der Mann nicht weiß, wann die Frau fruchtbar ist, was wiederum zu höheren Beischlafquoten und einer stärkeren Bindung unter den Sexualpartnern geführt hat.)

Welcher *evolutionäre Sinn* steckt aber hinter dem Aufwand, der in der Natur betrieben wird, um schöne, sexuell ansprechende Formen zu erzeugen? Und warum bringt die sexuelle Zuchtwahl so häufig Phänotypen hervor, die in bemerkenswertem Kontrast zu den Eigenschaften stehen, die durch natürliche Auslese auftreten würden? Betrachten wir hierzu ein markantes Beispiel, den männlichen blauen Pfau: Mit seinen prächtigen Farben ist er für Räuber nicht nur leicht erkennbar, sondern kann ihnen mit seinem überdimensionalen Federschwanz auch nur schwer entkommen. Zudem verschlingt die Ausbildung eines solchen Federschmucks immense Ressourcen, die dem Hahn im Kampf ums Dasein fehlen. Warum also legen Pfauenhennen so großen Wert darauf, dass sich ihre Männchen so auffällig reich schmücken, wenn dies für ihr Überleben in der Natur eher hinderlich ist? Da Darwin für dieses Phänomen keine befriedigende Erklärung finden konnte, unterstellte er, dass die Weibchen die Schönheit offenbar »um der Schönheit willen« bevorzugen würden (womit er jedoch eine Tautologie und keine wissenschaftliche Begründung formulierte).

Erst 1975 konnte das Rätsel, das sich hinter dieser Bevorzugung aufwendiger, schöner Formen in der Natur verbirgt, gelöst werden: Wie das israelische Biologen-Ehepaar Amotz Zahavi (*1928) und Avishag Zahavi (*1922) darlegte, ist Schönheit ein kostspieliges, mit der Verschwendung von Ressourcen einhergehendes Signal. Daher sind nur gesunde, gut genährte Hähne in der Lage, sich das sexy wirkende Handicap eines überdimensionierten Federschmucks zu leisten (*Handicap-Prinzip*). Diejenigen hingegen, die nur mit Mühe und Not über die Runden kommen, müssen auf solch aufwendige Formen der Selbstinszenierung verzichten. Das heißt: Wenn Weibchen schöne Partner

bevorzugen, so verbirgt sich dahinter sehr wohl ein evolutionärer Nutzen, denn *Schönheit ist ein kostspieliger und dadurch fälschungssicherer Indikator für evolutionäre Fitness*. Weibchen tun daher gut daran, mit schönen Partnern Nachkommen zu zeugen, denn dies erhöht die Chance, dass ihr Erbmaterial die nachfolgenden Generationen überlebt.

Bei der sexuellen Zuchtwahl, die die Evolution des Menschen bestimmt hat, war dies nicht anders. Zwar lässt sich über Geschmack streiten, aber offenkundig entwickelten unsere weiblichen Vorfahren ein ganz besonderes Interesse daran, das Geschlechtsteil ihrer Sexualpartner ihren eigenen sinnlichen Bedürfnissen entsprechend zu gestalten. Jedenfalls ist das außergewöhnlich große und flexible (ohne Penisknochen auskommende) Glied des Menschenmannes (neben der Nacktheit der Haut, der Größe des Gehirns und den weiblichen Brüsten) das auffälligste anatomische Merkmal, das uns von anderen Primaten biologisch unterscheidet. Tatsächlich handelt es sich beim menschlichen Penis um einen der *markantesten und zugleich raffiniertesten Zuchterfolge der weiblichen Partnerwahl*, denn seine Erektionsfähigkeit ist ein teures, da enorm störungsanfälliges Signal (der männliche Körper muss großen Aufwand betreiben, um sie zu bewerkstelligen) – auch wenn die Fälschungssicherheit dieses Fitness-Indikators mittlerweile dank Viagra & Co. nicht mehr ganz so verlässlich ist wie in früheren Zeiten.

Wie bereits angedeutet, ist die geschlechtliche Zuchtwahl nicht nur auf das Hervorbringen *ästhetisch ansprechender Körperformen* ausgerichtet, sie fördert auch *Verhaltensweisen, die sexuell attraktiv wirken*. So bevorzugen Vogelweibchen nicht nur Männchen mit prächtigem Gefieder, sondern auch solche, die den anmutigsten Tanz vorführen, das tollste Brautgeschenk machen, die variantenreichsten Gesangskoloraturen zustande bringen oder die aufwendigsten Nester bauen. Beim Menschen ist dies kaum anders, denn auch wir wählen unsere Partner nicht bloß nach körperlichen Merkmalen aus, sondern auch anhand der Weise, in der sie sprechen, sich bewegen, sich gegenüber uns und anderen verhalten, sowie anhand der Artefakte, die sie erschaffen oder mit denen sie sich umgeben.

Solche nicht unmittelbar mit der Körperform einhergehen-

den Merkmale lassen sich unter dem Begriff des *erweiterten Phänotyps* fassen, den Richard Dawkins 1982 vorgeschlagen hat.⁸ Da der »erweiterte Phänotyp« ebenso wie das körperliche Erscheinungsbild (der Phänotyp im klassischen Sinne) den Prinzipien der sexuellen Auslese unterliegt, ist auch er dem Zwang zur Ästhetisierung ausgesetzt. Bei Menschen, die sich gegenseitig besonders stark über ihre erweiterten Phänotypen (Wohnungseinrichtung, Kleidung, Musikgeschmack, Essensvorlieben, Freunde, Weltanschauungen, politische Ausrichtungen, Hobbys, Berufe etc.) definieren, hat dies zur *ästhetischen Bearbeitung sämtlicher Lebensbereiche* geführt. Wir sind daher in besonderem Maße *sinnliche Tiere*, die danach trachten, nicht bloß zu überleben, sondern *ästhetisch ansprechende Erfahrungen zu machen und diese auch anderen zu bereiten* – vor allem, wenn wir mehr von ihnen wollen als nur ein gutes Gespräch.

Wie bereits Darwin vermutete, sind die sogenannten *schönen Künste* aus dem Liebeswerben und den ritualisierten sexuellen Rivalenkämpfen hervorgegangen, die wir in der Natur bei vielen Arten beobachten können. *Musik und Tanz* waren (entsprechend den musikalisch-tänzerischen Balzritualen einiger Vogelarten) sehr wahrscheinlich die ersten echten Kunstformen, die der Mensch hervorbrachte, lange bevor er über Sprache verfügte. Sie dienten sicherlich nicht nur der Partnerwahl, sondern auch der Festigung des Zusammenhalts innerhalb der Gruppe und somit auch ihrer Abgrenzung nach außen – eine ambivalente Funktion, die die Kunst auch heute noch erfüllt.

Ähnlich früh entwickelten sich vermutlich auch Formen des *ästhetisierenden Designs*, etwa Körperbemalungen, mit denen die nackte Haut verziert wurde, aufwendig hergerichtete Bettlager oder formschöne (symmetrische) Faustkeile, die nicht nur nach funktionalen, sondern auch nach sinnlich ansprechenden Kriterien hergestellt wurden. Der *Schritt vom Design hin zur Bildenden Kunst* wurde aber wohl erst in den letzten 100 000 Jahren vollzogen (Höhlenmalerei, Herstellung von Schnitzereien wie den berühmten Venusfiguren etc.).

Worin dieser *Übergang vom Design zur Kunst* genau besteht, lässt sich nur schwer auf den Punkt bringen, da die Grenzen zwischen den Bereichen fließend sind. Generell aber kann der

Unterschied wohl darin gesehen werden, dass beim *Design die Funktionalität eines Artefakts* überwiegt, bei der *Kunst hingegen das freie Spiel mit der Form*.

Aus diesem Grund wird Kunst oft auch mit dem Begriff der *Zweckfreiheit* assoziiert. Was ist damit gemeint? Sicherlich nicht, dass Künstler mit ihren Schöpfungen keine Zwecke verfolgen würden oder dass ihre Werke ursprünglich keine klar definierten Zwecke erfüllt haben (immerhin waren viele Meisterwerke der Geschichte Auftragswerke, die zu Repräsentationszwecken oder zur Unterhaltung fürstlicher Gesellschaften dienten). Unter »Zweckfreiheit« kann allenfalls verstanden werden, dass Kunst *auf den ersten Blick keine lebenspraktisch notwendigen Funktionen erfüllt* und daher als ein *über den Alltag erhabenes luxuriöses Spiel* erscheint, auf das die Gesellschaft im Notfall verzichten könnte. In diesem Sinne ist wohl auch das berühmte, Otto von Bismarck zugeschriebene Zitat zu verstehen: »Die erste Generation schafft Vermögen, die zweite verwaltet Vermögen, die dritte studiert Kunstgeschichte, und die vierte verkommt vollends.«

Trotzdem genießt Kunst und genießen Künstler in nahezu allen Gesellschaften besondere Wertschätzung. Wie ist das zu erklären? Paradoxerweise ergibt sich der *hohe Stellenwert der Kunst gerade aus dem Luxus ihrer scheinbaren Nutzlosigkeit im Alltag*. Wir haben es hier mit ebenjenem *Handicap-Prinzip* zu tun, das weiter oben am Beispiel des männlichen Pfaus skizziert wurde: Kunst ist deshalb attraktiv, weil derjenige, der es sich leisten kann, seine Zeit mit dem Erzeugen, Sammeln oder Genießen von Kunst zu verbringen, damit dokumentiert, dass er überschüssige Ressourcen besitzt, die er augenscheinlich nicht für die direkte Daseinsorge benötigt.

In diesem Sinne sind Kunstwerke durchaus vergleichbar mit den überdimensionalen Federrädern männlicher Pfaue, d. h. sie sind in evolutionärer Hinsicht vor allem eines, *teure Signale*, »mit denen Menschen ihre Talente und Ressourcen demonstrieren«, wobei gilt: »Je aufwendiger sie herzustellen sind und je mehr sie sich der lebenspraktischen Nützlichkeit verweigern, umso aussagekräftiger ist das Signal«⁹ – und umso beeindruckender erscheinen uns all jene, die es sich erlauben können, solche Signale auszusenden.

Dies erklärt – zumindest zu einem gewissen Teil – den Attraktivitätsbonus, den Künstler (Schauspieler, Musiker, Sänger, aber auch Regisseure, Maler, Schriftsteller etc.) gegenüber Angehörigen lebensnotwendiger Berufe (Landwirte, Ingenieure, Zahnärzte usw.) genießen, was auch bei anderen »zweckfreien«, nicht im engeren Sinne künstlerischen Berufen zu beobachten ist, etwa bei den »Bewegungskünstlern« des Sports, die ihre Ressourcen ebenfalls auf praktisch nutzlose, aber hoch attraktive Weise verschwenden. Diese *luxuriöse Erhabenheit der Kunst über den Alltag* macht auch verständlich, warum sich reiche und politisch einflussreiche Personen so gerne mit Kunstwerken und Künstlern (gerne auch mit Sportlern) schmücken, da dies einen Statusgewinn verspricht, der von keinem anderen Statussymbol übertroffen werden kann (nicht einmal von Rennwagen, Jachten oder Privatflugzeugen, die ebenfalls durch verschwenderische Nutzlosigkeit betören).¹⁰

Allerdings wäre es verkürzt, die besondere Wertschätzung, die der Kunst und den Künstlern zuteilwird, allein über das Handicap-Prinzip begründen zu wollen. Denn Kunstwerke sind, wie der Evolutionsbiologe Thomas Junker schreibt, »mehr als Ornamente und Schmuck. Sie zeichnen sich durch mehr aus, als durch eine schöne, interessante und aufwändige Gestaltung – sie vermitteln auch Inhalte. Im Gegensatz zu reinen sexuellen Signalen wollen sie durch ihre wertvolle Form nicht nur für die Person des Künstlers werben, sondern auch für die Dinge, von denen sie erzählen.«¹¹

Kunst ist also nicht bloß ein freies Spiel der Formen, sondern vor allem auch ein *Instrument der sozialen Kommunikation*. Ihr kommunikativer Reiz besteht darin, dass sie sich einer besonders wirksamen, da biologisch tief in uns verankerten Sprache bedient, nämlich der *Sprache der Emotionen*. Deshalb wendet sie sich auch nicht bloß dem *Schönen, Angenehmen und Reizvollen* zu, sondern besticht auch durch die gestalterische Verarbeitung des *Hässlichen, Unangenehmen, Schmerzlichen, Erschreckenden*. Mithilfe von Kunst können Menschen über die ganze Bandbreite ihrer Gefühle kommunizieren, sich über ihre Hoffnungen und Ängste verständigen, Gemeinsamkeiten in der Weltwahrnehmung verstärken (Verbesserung des Gruppenzusammenhalts)

und auch die Unterschiede zu »Fremden«, die die geltenden ästhetischen Normen nicht teilen, herausarbeiten (Abgrenzung von Nicht-Gruppenmitgliedern).

Da das Verhalten des Menschen wesentlich durch Emotionen bestimmt wird, haben sich Gesellschaften stets der emotionalen Sprache der Kunst bedient, *um die Leidenschaften der Menschen in gewünschte Bahnen zu lenken*. Deshalb verwundert es nicht, dass die Geschichte der Kunst zugleich auch eine Geschichte ihrer politischen Vereinnahmung sowie ihrer Begrenzung durch Zensur ist. Denn aus Sicht der Herrscher (und auch vieler Beherrschter) hatte Kunst vornehmlich die Aufgabe, den *historisch vermittelten Lebenssinn sinnlich erfahrbar zu machen*. Tatsächlich wurde die Kunst dieser Funktion in vielen Fällen gerecht, sodass Kunstwerke (vor allem Geschichten und Bilder) in hervorragender Weise dazu genutzt werden konnten, um tradierte Formen des Denkens und Empfindens über Generationen hinweg zu transportieren (Funktion des Kunstwerks als kultureller Wissensspeicher). Mitunter aber wiesen Kunstwerke (darunter viele, die wir auch heute noch als »bedeutend« erachten) signifikant *über ihren eigenen Zeithorizont hinaus*, indem sie Inhalte vermittelten oder Formen wählten, die geltende Normen so stark verletzen (Tabubruch), dass die Hüter des Status quo alles unternahmen, um ihre Verbreitung zu verhindern.

Gerade in dieser *spielerischen Vorwegnahme des Noch-nicht-Möglichen*, in der *Konfrontation des Bestehenden mit dem Utopischen* liegt eine besondere Ressource der Kunst. Friedrich Schiller hielt den über das Gegenwärtige hinausweisenden Charakter der Kunst, die in ihr wirksam werdende *normative Kraft des Kontrafaktischen*, sogar für das zentrale Merkmal, das den Unterschied zwischen einem Meisterwerk und gewöhnlicher Gebrauchskunst ausmacht. In Schillers berühmter kunsttheoretischer Schrift *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* heißt es dazu: »Der Künstler ist zwar Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähere ihn mit der Milch eines besseren Alters ...«¹²

Fakt ist: Dadurch, dass Kunst tradierte Formen der Weltwahrnehmung nicht nur bestätigt, sondern auch überschreitet,

indem sie Widersprüche auf spielerische Weise artikuliert, zuspitzt und alternative Lösungsmöglichkeiten aufzeigt, wurde sie zu einem treibenden Motor der kulturellen Evolution. Ohne ihren Beitrag zur sozialen Kommunikation und zur Koordination der Gruppenmitglieder hätten Menschen gemeinsame Anstrengungen zur Verwirklichung von komplexen Zielen kaum realisieren können. Thomas Junker beschreibt den mit der Kunst einhergehenden Selektionsvorteil sehr treffend:

»Mit der Kunst erreichen und feiern die Menschen die partielle Lösung eines der größten Probleme, vor denen jede Gemeinschaft von Individuen mit unterschiedlichen Interessen steht: die Koordination und Synchronisation der divergierenden Lebensziele als Voraussetzung für eine erfolgreiche Kooperation. Damit verdanken die Menschen sehr viel von ihrem evolutionären Erfolg der Kunst, sie wurde ihre Geheimwaffe und sie ist so tief in ihrem Wesen verankert, dass ein Ende der Kunst nur als Ende der Menschheit denkbar ist.«¹³

Bei genauerer Betrachtung ist die Kunst also alles andere als eine »zweckfreie, lebenspraktisch irrelevante Luxusveranstaltung«, sie ist vielmehr eine unser Leben und Überleben wesentlich bestimmende Kraft, die die Evolution unserer Spezies entscheidend geprägt hat. *Ohne Kunst könnte das sinnliche Tier Mensch nicht überleben* – zumindest nicht in komplexen Gesellschaften, die ein hohes Maß an sozialer Verständigung und Koordination erfordern. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass heute, im Zeitalter der globalisierten Medien- und Informationsgesellschaft, mehr Künstler (sowohl in absoluten wie auch in relativen Zahlen) auf dem Erdball leben als jemals zuvor in der Geschichte.

Eine halbwegs angemessene Beschreibung der verschiedenen Kunstformen und Kunststile, die Menschen in den letzten Jahrtausenden hervorgebracht haben, würde ganze Bibliotheken füllen – selbst wenn man sich auf den klassischen Kanon der schönen Künste (Bildende Kunst, Musik, Literatur, Darstellende Kunst) beschränken würde. Dabei bildet dieser Kanon nur einen Ausschnitt aus dem Spektrum ästhetischer Bearbeitungen, die der Mensch vorgenommen hat.

Man erkennt dies schon daran, dass die schönen Künste auf bloß *zwei* unserer *fünf Sinne* ausgerichtet sind, nämlich auf das

Sehen und Hören. Jedoch betreibt der Mensch nicht minder großen Aufwand, um seinen Geruchs-, Geschmacks- und Tastsinn ästhetisch zu befriedigen. Man denke nur an die *Raffinessen der Kochkunst*, für die Gewürze aus den entferntesten Ländern herbeigeschafft werden, um den gewünschten Effekt zu erzielen. Die Mühen, die Menschen auf sich nahmen und nehmen, um wohlschmeckende Speisen und Getränke herzustellen, ist wahrlich beachtlich – und man müsste schon ein hartnäckiger Asket sein, um die lebensverschönernden Resultate dieser Mühen nicht wertzuschätzen.

Wie gesagt: Es würde den Rahmen dieses Buches bei weitem sprengen, würde ich hier auch nur ansatzweise versuchen, das ganze Spektrum menschlicher Ästhetisierungsbemühungen nachzuzeichnen. Ich greife daher aus dem bunten Strauß der Künste *pars pro toto* eine einzelne Kunstform heraus, die die Menschheit seit ihren Anfängen begleitet und zweifellos auch bis zu ihrem Ende begleiten wird: die *Musik*.

Der Klang des Lebens

»Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum«,¹⁴ meinte Friedrich Nietzsche – und wahrscheinlich würden die meisten Menschen weltweit dieser Aussage zustimmen. Soweit wir wissen, hat jede menschliche Kultur Musik hervorgebracht, aber noch nie ist so viel Musik erklingen wie in unseren Tagen. Dank der technischen Reproduzierbarkeit ist sie heute allgegenwärtig. Selbst diejenigen, die weder Konzerte besuchen noch tanzen gehen noch irgendein Interesse daran zeigen, zu Hause, im Auto oder gar während des Joggens Musik zu hören, können sich ihrer Wirkung nicht entziehen.

Das beste Beispiel hierfür liefert vielleicht die Filmmusik: Stellen Sie sich vor, Alfred Hitchcock (1899–1980) hätte die berühmte Duschszene in »Psycho« nicht mit Bernard Herrmanns (1911–1975) hartem, dissonantem Violin-Staccato unterlegt (ein musikalisches Motiv, das mittlerweile fast schon so bekannt ist wie Beethovens Eröffnung der 5. Sinfonie), sondern mit Mozarts *Kleiner Nachtmusik* oder Frank Sinatras Interpretation von